

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 255.

Dienstag, 30. Oktober.

1928.

(26. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

Grotte stand auf und ging ans Fenster. Am besten war es wohl, fortzugehen. Was sollte er hier? Die Traurigkeit des Regens draußen machte sein Herz noch schwerer. „Hungern?“ sagte er endlich. „Ich habe auch gehungert, in meiner Konservatoriumszeit, wenn ich meinen Vater nicht mehr um Geld angehen konnte. Aber ich habe es immer mit Grazie getan. Kein Mensch hat es mir angemerkt, daß ich tagelang von Brötchen lebte. Und den letzten Groschen gab ich noch einem Bettler, weil ich mich genierte.“

„Man wird schlecht, wenn es einem schlecht geht, verstehst du das? Eine Frau wird schlecht.“

Er antwortete nur mit einem Kopfschütteln. Nein, das verstand er nicht.

Ihre Augen funkelten, als sie hervorstieß: „Deine Mutter wäre auch anders geworden, wenn sie . . .“

Mit einem Sprung war er bei ihr. „Meine Mutter darfst du nicht erwähnen. Ich verbiete es dir.“

Sie duckte sich. „Willst du mich schlagen?“

Grotte erschrak: er war dicht daran gewesen. Beschämt trat er zurück.

Das gehört wohl auch zu deiner berühmten Kultur?“ höhnte sie. Aber als sie sah, daß er nach seinem Hut und Mantel griff, um zu gehen, sprang sie mit einem Schmerzensschrei vom Lager auf, rannte ihm nach und klammerte sich an ihn. Ihr Körper, den nur das dünne Nachthemd deckte, glühte. Ihre Arme warfen sich um seinen Hals.

„Bleib! Bleib! Schlag mich, aber bleib! Ich kann ja nicht ohne dich leben, und ich quäle dich ja nur, weil ich dich liebe . . . Oh, wenn du wüßtest, was ich alles um meiner Liebe willen durchgemacht habe! Fühlst du das nicht?“

Langsam schob er sie vor sich her, zum Sofa zurück. „Du bist krank, Kind. Ich fürchte, kränker, als ich dachte.“ Ihre tränenüberströmten Augen hingen an ihm. Ihr roter Mund näherte sich dem seinen. „Leg dich! Sonst gehe ich.“

Da gehorchte sie mit niedergeschlagenen Augen. Sie wickelte sich wieder in die Decke und nahm den Pfirsich, den er ihr bot.

Eine kurze Zeit klang nur das gleichmäßige Plätschern des Regens, der auf das Fenster fiel. Endlich bat sie: „Verzeih mir. Ich werde nie wieder so sein. Aber sieh mich nicht so an! So geringschätzig, so verächtlich! Ich bin es ja nicht wert, daß du mich liebst, ich weiß es ja . . .“

Wie sie litt! Wie sie seinetwegen litt! Ein tiefes Erbarmen überkam ihn, der ihr nichts andres bringen konnte. „Es ist so schade“, sagte er langsam, „daß kein Mensch dem andern helfen kann. Aber glaube doch nicht, daß ich dich verachte. Wie sollte ich das?“

Sie wimmerte, von einem inneren Sturm durchschüttelt, vor sich hin.

Er stand ratlos vor ihr. „Soll ich nicht lieber einen Arzt holen?“

Sie sah ihn an. „Du bist mein Arzt. Bleib noch ein Weilchen und sprich lieb zu mir. Lüge, wenn es

nicht anders geht, aber sprich lieb zu mir. Dann bin ich gesund.“

Als er im Zimmer nach einem Korkzieher suchte, um die Flasche zu öffnen, fiel sein Blick auf einen offen daliegenden Brief, den er bis dahin nicht bemerkt hatte. Er las am oberen Rand in lithographierten Buchstaben: „Auskunftei Okulus, Inhaber . . .“ Weiter las er nicht, und er öffnete die Flasche.

Sie hatte, wie sie es in der ganzen Zeit getan, ihn beobachtet. „Gib den Brief!“ sagte sie hastig. „Er ist von einer Freundin. Sie hat ihn liegen lassen, als sie mich besuchte.“

Er reichte ihn ihr, und sie steckte das Schreiben gleich unter ihre Decke. „Von einer Freundin? Hast du Freundinnen, die mit diesem Kiebtz, oder wie er hieß, verkehren?“

„Meine Freundin ist bei ihm angestellt.“ Sie sah ihn aus halb geschlossenen Lidern an, um die Wirkung ihrer Worte zu prüfen.

„Tippt sie dort?“ fragte er, den Wein in zwei Wassergläser gießend. „Trinke, Kind. Das wird dich kräftigen.“

„Nein.“ Sie schob das Glas beiseite, da es ihr den Ausblick verengte. „Meine Freundin ist bei ihm angestellt, aber als Beobachterin. Sie sammelt Informationen für ihn.“

Besorgt empfand er die Veränderung des Tons. Kam es wieder zu einem Ausbruch? „Ich verstehe mich nicht auf diese Berufe . . .“

Sie erhob sich etwas, nippte an dem Glas und sagte, ihm ins Gesicht sehend: „Ja, zu solchen Berufen greifen Frauen, wenn es ihnen schlecht geht, wenn sie sich nicht verkaufen wollen. Verachte ich meine Freundin sehr?“

Er strich beruhigend über ihr Haar: „Ist denn so Schlimmes mit diesem Beruf verknüpft?“

Sie hielt seine Hand fest und preßte sie in jähem Aufwallung. „Es ist ein gemeines, erniedrigendes Leben. Niemand beschäftigt nur Kräfte, die zu allem fähig sind. Versteht du: zu allem. Sie müssen nicht nur beobachten und Material sammeln, sie müssen manchmal auch nachhelfen.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Freilich. Du brauchst so was ja auch nicht zu verstehen. Meine Freundin hatte zum Beispiel den Auftrag, einer jungen Ehefrau eine Ehekranz nachzuweisen. Ihr Mann wollte sie los sein. Wie das machen? Sie erfuhr, daß die Dame abergläubisch sei und empfahl sich als Handleserin. Es war nicht schwer, ihr allerhand Nichtiges zu sagen und ihr Vertrauen zu erwerben. Nun; und dies Vertrauen mußte sie büßen. Hörst du auch genau zu?“

Er hatte die ganze Zeit in den Regen gestarrt, der die Welt verhüllte. „Ich werde Licht machen. Es erzählt sich besser, wenn man sich sieht. Oder willst du nicht lieber schweigen und ruhen? Ich will ganz still neben dir sitzen.“

„Nein, ich will nicht schweigen. Du sollst alles hören.“ Sie sah in das aufspringende Licht und fuhr

gehabt. Die Frau eines Kaufmanns wollte geliebt sein, und ihrem Mann mußte ein Fehltritt nachgewiesen werden. Sie würgte an ihren Worten, aber sie peitschte sich weiter in ihre häßlichen Erinnerungen hinein, in eine qualvolle Beichte. „Mehrere Tausende waren als Prämie ausgesetzt. Meine Freundin täuschte das Vertrauen ihres Chefs nicht. Sie wurde Stenotypistin bei dem Kaufmann, machte sich unentbehrlich, besuchte ihn und — verweigerte beim Scheidungsprozeß die Aussage.“

Diesmal hatte er zugehört. Als sie fertig war und ihn lauernd anblickte, sagte er: „Du solltest mit einer solchen Freundin nicht verkehren.“ Er wischte unwillkürlich mit seinem Tuch über den Handrücken.

„Stehst du? Du verachtest mich. Sag' es doch laut! Ich sehe es dir ja an.“ Ihre fiebernden Augen sprühten auf.

Seine Hand glitt flüchtig über ihre fieberseuchte Stirn. „Ruhig, Kind. Dich trifft es ja nicht.“

Sie warf sich mit einem wilden Schluchzen zurück.

„Ich wußte es ja . . . ich wußte es . . .“

Verwirrt sah er auf das fiebernde Mädchen. Warum erregte sie sein Urteil über ihre Freundin so? Im „Alcazar“ kam sie doch auch nicht nur mit Gentlemen zusammen. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieser Kiewening damals, als er ins „Alcazar“ flüchtete, an seinem Tisch gesessen und sich immer wieder an ihn herangedrängt hatte. Und dann war Blinsky zu ihm gegangen — ob sie etwas wußte? Ein unbehagliches Gefühl überfröht ihn.

Marthas Schluchzen war verebbt. Ihr Gesicht kam unter der Decke vor, und sie versuchte zu scherzen: „Nun habe ich wohl eine rote Nase von dem dummen Weinen?“

„Du hast sehr interessant erzählt. Aber ich habe das Gefühl, daß du mir noch nicht alles erzählt hast.“

„Nicht alles?“ Ihre Augen weiteten sich angstvoll.

Er beugte sich über sie. „Du verbirgst mir etwas.“

Jetzt, da sie alles sagen sollte, schloß sie sich feige werden. „Ich verberge nichts . . . ich . . .“ Mutlos legte sie den Kopf auf das Kissen. „Ich habe dir nichts mehr zu sagen.“

„Diesmal sprichst du wahr. Du hast mir nichts mehr zu sagen; denn ich weiß nun alles. Du bist dieses Kiewening Gehilfin, und du hast auch mich beobachtet. Ist es so?“

Sie blickte furchtlos auf. „Es ist so.“

Grotted stand auf. Er fühlte, wie sich ein Netz über ihn legte. „Und — wie weit ist dein Chef nun informiert?“

„Ich schwöre dir, ich habe es nur übernommen, damit es nicht jemand anders bekam. Nie hätte ich dich ihm preisgegeben, nie . . . nie . . . Ich liebe dich doch. Fühlst du das nicht?“

„Was weiß er nun von mir?“

„Nichts. Er hat mich gequält und ausgeforscht, er hat mich beleidigt und mit Entlassung bedroht. Kurt, glaube mir, und wenn ich auf der Folter gelegen hätte, ich hätte nichts verraten.“

„Was war denn zu verraten?“

„Nichts. Es liegt nichts gegen dich vor.“

„War es das, was du in deinem Briefe andeutest?“

„Ja, er scheint von anderer Seite etwas gehört zu haben.“

„Von Blinsky?“ fragte er schnell.

„Den kenne ich nicht. Ich wollte dir nur raten: sieh' dich vor! Oder noch besser: bezahle Kiewening. Dann ist er auf deiner Seite.“

„Danke schön.“

„Bist du nun wiederkommen?“

Grotted zog den Mantel an. „Das weiß ich nicht.

Aber ich weiß, daß du Hilfe brauchst. Ich nehme an, daß du dies alles im Fieber gesprochen hast. Ich muß es annehmen. Du mußt hier heraus, aus dieser Bude und aus der Stadt. Ich gebe dir Geld, damit du in ein stilles Schwarzwalddorf ziehen kannst, sobald es der Arzt erlaubt. Deine Nerven müssen sich wieder erholen.“

„Du willst mir Geld geben?“

„Mit einem Ruck sah sie aufrecht. „Woher hast du das Geld?“

„Es fiel vom Himmel“, sagte er ruhig.

Entsetzt schlug sie die Hände vor die Augen. „Dann bist du es also doch!“ schrie sie plötzlich auf.

Draußen vor der Tür gab es ein kurzes Stottern, als wenn ein Mensch über die dort aufgestapelten Pappschachteln gefallen wäre.

„Werden wir hier belauscht?“ Aber als er die Tür öffnete, war niemand zu sehen. Er schloß sie wieder.

„Nun will ich gehen“, sagte er mit tonloser Stimme.

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht.“

„Es ist noch nichts verloren . . .“

„Ich fürchte, es ist mehr verloren, als du ahnst.“

„Kann ich dir nicht wenigstens einen Rat geben?“

„Nein. Ich brauche keinen Rat von dir.“

Sie zuckte zusammen. Ein schlimmes Lächeln stand plötzlich in ihrem geröteten Gesicht. „Wenigstens kannst du jetzt nicht zu ihr gehen“, sagte sie befriedigt.

Seine Haltung war wieder gestrafft. „Wen meinen Sie, Fräulein Rebmann?“

„Zu ihr, zu dieser Brodersen in ihrem Auto!“ Sie lachte schadenfroh. Sie war ihm ganz fremd.

„Und warum sollte ich nicht?“

„Weil sie nicht da sind. Weil sie in Paris wohnen.“

Einen Augenblick sah es aus, als ob er sich auf sie werfen wollte. Aber er erkannte blizschnell an ihrem wartenden Gesicht, daß sie nicht gelogen hatte. Natürlich, sie hatte ja ihre Verbindungen.

„Gute Nacht.“

Sie sah ihm nach, wie er zur Tür ging, wie er hinausschritt. Da erst schrie sie seinen Namen. Er hörte sie gar nicht, stolperte im Korridor über eine Schachtel und wunderte sich nur, daß der vorsichtige Hausherr die Flurtür offen gelassen hatte . . .

Martha Rebmann sprang von ihrem Lager, als sie die Tür zusallen hörte. Was hatte sie getan? Er mußte zurück. Sie lief fiebernd bis zur Tür, aber sie mußte sich an den Türrahmen klammern, um nicht umzufallen.

Langsam sank sie in die Knie.

Sie rief nach dem Wirt. Er mußte ihm nach und ihn zurückholen, damit sie alles sagte, was noch nicht ausgesprochen war, damit er nicht zu schlecht von ihr dachte . . . damit er nicht zu der andern ging, die sie haßte . . .

„Defegger!“ rief sie ächzend. Wo steckt er denn? Er hatte doch sonst wie ein Narr an der dreimal ver-
sperren Tür.

Als keine Antwort kam, richtete sie sich mühsam auf. An die Wände gestützt, wankte sie durch die kleine Wohnung. Niemand war da.

Da begriff sie, daß er draußen gelauscht hatte, daß er aus ihren Worten die Bestätigung gehört hatte — in dem Augenblick, als Kurt Grotted ihr Geld zu ihrer Genesung gegeben hatte. Und sie hörte deutlich sein Stottern draußen wieder, als er fortging. Er war schon unterwegs.

Weinend sank sie hin, als sie alles begriffen hatte. Ihre Stirn schlug auf den kalten Boden.

„Aus . . .“ Sie brachte immer nur das eine Wort hervor. „Aus . . . aus . . .“ (Fortf. folgt.)

Tenoristenliebe.

(Eine heitere Geschichte.)

Von Oskar D. Subidi.

Beim Frühkonzert auf der Kreuzbrunnenkolonnade begnugte ich ihr zum erstenmal. Es war einer jener unwahrscheinlich schönen Morgen voll Glanz und Duft, die der Seele Schwingen geben, sie erschauern lassen in Andacht vor der Herrlichkeit der Schöpfung. Über dem weiten Waldbogen, der den Kurort, von den Verhängen herabsteigend, mit schütenden Armen umschließt, lag ein märchenhafter, zartblauer Himmel. Die Sonne glitzerte in den vom Nachtkäufelenden Zweigen der Bäume, ein flimmerndes Gespinnst von berauschenden Farbentönen. Ich saß auf einer Bank

Weltpragen in mein Ohr. Schönheit, Reizum, Eleganz vereinten sich zu einem fesselnden Bild mondänen Lebens. Gar manches entzündende Frauengesicht trug der Menschenstrom vorbei, dessen Begegnung ein Erlebnis bedeuten konnte. Da kam sie. Schlank, doch von jener Schlankheit, die nur dem vollendeten Frauenkörper eigen ist; auf kleinen, wohlgebaute Füßen federnd daherstreichend, auf dem vom breitrandigen Strohhut überschatteten Gesicht heitere Ruhe und sinniges Behagen.

Es lag Melodie in ihrer Erscheinung, die mein Blut aufjagte und mich zu ihr zwang. Ich hatte Glück. Fritz Hellwig, der bekannte Porträtist, den ich im Winter in Gesellschaft kennen gelernt, begegnete ihr und grüßte. Sie dankte, blieb stehen und wechselte mit ihm einige Worte. Als sie dann weiterging, schob ich rafetengleich auf Hellwig zu. „Mensch, Freund, Glückspilz! Sie kennen die Dame? Wer ist es, wie heißt sie?“

Hellwig musterte mich etwas bedenklich. „Das ist nichts für Sie, Pandektenritter und Frauenjäger. Frau Leonie Richter, Fabrikantenswitwe aus Lins, in jedem Kurort zu sehen. Schön wie Aphrodite und fast wie eine Eisingfrau. Da müssen Sie um ein Haus weitergehen.“

„Bitte, dozieren Sie nicht. Stellen Sie mich der Dame vor. Verwitwete Eisingfrauen sind ein Unding. Man stellt sie einfach in die Sonne, da tauen sie auf.“

Hellwig lachte: „Wenn Sie sich an dieser Sonne verbrennen wollen. Sie speist mittags im Hotel Esplanade.“

Ich hörte nicht mehr weiter, was er noch selbstgefällig erzählte. Ich dachte nur an die Möglichkeit, mich meiner Göttin zu nähern. Rasch verabredete ich die Zusammenkunft. Nie im Leben habe ich so sorgfältig Toilette gemacht wie diesmal. Hellwig hielt Wort. Wir gingen zusammen ins Esplanade-Hotel. Im großen Speisesaal in einer Nische saß, von den Kellnern umflattert, Frau Richter. Selbst diese huldigten ihrer Schönheit. Meine Vorstellung nahm sie freundlich auf. Mein Name schien ihr nicht unbekannt zu sein. Sie plauderte angeregt und zeigte Geist. Eine Dame von Welt, aber Hellwig schien recht zu haben, kühl bis ans Herz hinan. Das sichtliche Interesse, das ich an ihr nahm, ließ sie unberührt. So blieb es die folgenden Tage. Dann kam die Wendung. Im Kurtheater gastierte der berühmte Tenor Roberto Bastiani. Schon bei der ersten Ankündigung zeigte sich Frau Richter ungemein erregt. „Bastiani, der unvergleichliche Bastiani“, schwärmte sie. „Eine Stimme wie ein Engel.“

Ich hatte Bastiani nie gehört, ihre Schwärmerei schien mir übertrieben. Sie fuhr ganz erregt fort: „Das ist, was mich jeden Sommer hierher zwingt. Die Gelegenheit, im Kurtheater die größten Künstler der Welt zu hören.“

Hellwig räusperte sich. Ich konnte den Einwurf nicht unterdrücken: „Ob man Sänger wirklich zu den Künstlern zählen kann. Der anatomische Bau ihres Kehlkopfes ist ihre ganze Begabung. Ein schaffender Künstler muß Empfindung, Seele haben. Diese Tendenz sind Grammophon, denen der Komponist die Platte einlegt, deren Mechanismus der Kapellmeister aufsteht. Bastiani wird nicht anders sein als die Mehrzahl dieser Sängerknaben, die meistens Holzköpfe sind.“

Frau Leonie sah mich kalten Blickes an. Ich fühlte ihre Ungnade, aber Eifersucht auf Bastiani ließ mich meinen Vorwitz nicht bereuen. Bastiani kam. Tagelang vor seinem Auftreten war das Theater ausverkauft. Ich hatte für Frau Richter, Hellwig und mich eine Loge besorgt. Ich zahlte ein kleines Vermögen dafür. Bastiani sang den Griseux in „Manon Lescaut“. Er sang prachtvoll und spielte zum Nichtsehen, eine stimmbegabte Holzpuppe. Als die hellen, reinen Töne seiner Stimme durch das Haus fluteten, bebte Frau Leonie am ganzen Leibe. Es war, als riesele ein elektrischer Strom durch ihre Glieder. Ich verschlank sie mit den Augen. Dieser edelgeformte Kopf auf dem schlanken, feingewungenen Nacken, diese blendenden Schultern, die aus der schillernden Seide ihres Kleides hervorblühten. Ich hätte mein Leben dafür gegeben, ein solcher Tenorist zu sein, um diese beseelte Marmorgestalt in Glut zu setzen. Nach der Vorstellung fand zu Ehren des Gastes ein Festessen im Esplanade-Hotel statt. Wir nahmen daran teil. Bastiani, der große Bastiani, hörte meinen und Hellwigs Namen teilnahmslos. Mein Gott, was waren wir gegen seine Größe; Frau Leonie schien ihn zu interessieren. Er würdigte sie seiner Aufmerksamkeit und sprach sie einmal huldvoll an. Die Farbe jagte in ihren Wangen. Sie war selig, die anderen Damen neidisch. Ich aber schwor mir zu, sie kein Opfer seiner Eitelkeit werden zu lassen. Ich suchte seine Bekanntschaft, wurde ihm in drei Tagen viermal vorgestellt, ohne daß er mich von einem zum andernmal

Verbindungen mit großen Mäzzen aus vornehmsten Kreisen. Beziehungen seines erlauchten Gastpöfels. Seine Roboter trock auf den Leim. Er konnte sich nun meines Namens erinnern und dulde mich in seiner Nähe. Ich durfte ihn auf seinen Ausgängen begleiten als Trabant und Leibknecht. Die Vertrautheit mit ihrem Idol machte mir wieder Frau Leonie gewogen. Wir waren jetzt öfters beisammen. Eines Tages gehe ich mit Bastiani hinaus zur Augustenhöhe, einer beliebten Erfrischungstation. Sein Gastpiel ist am nächsten Tag beendet, seine Abreise festgesetzt. Auf dem Wege begegnet uns Frau Leonie. Bastiani grüßt mit unverschämter Vertraulichkeit, die mich die Häute kühlen läßt. Frau Leonie errödet. Ich kenne dieses Erröten schwindender Scham. Bastiani sagt selbstgefällig: „Die Kleine hat sich lange gewehrt. Es half ihr nichts, jetzt flattert sie mir selbst entgegen.“

Er reichte mir einen Brief. „Großer Mäzstro! Vor Ihrer Abreise schenken Sie eine Stunde Ihrer glühenden Verehrerin. Ich erwarte Sie morgen zum Tee. Ich werde selbst servieren, mein Stubenmädchen hat Urlaub.“

Ich gebe den Brief zurück, sitzend vor Empörung, dabei äußerlich kühl und überlegen. „Gratuliere, Meister! Frau Leonie ist schön und weiß zu repräsentieren. Ihr Einkommen gestattet Ihnen den Luxus einer solchen Frau.“

„Sind Sie verrückt, Doktor!“ schreit er, „wer denkt da ans Heiraten.“

„Nicht? Dann nehmen Sie sich in acht, Mäzstro! Frau Leonie geht auf Männerfang aus. Sie steht wegen Verschwendungssucht unter Kuratel. Ist verschuldet bis über die kleinen, rosigten Ohren.“

„Woher wollen Sie das wissen?“ schreit der große Bastiani schmerzhaft auf.

„Das muß ich wissen!“ sage ich kalt. „Sie ist meine Klientin und ich ihr Rechtsfreund.“

Er sieht mich starr an. Langsam dämmerts in seinem Hirn, daß ich in diesem Fall wohl die ungeeignetste Person war, der er vertrauen konnte. Er zerreißt den Brief und wirft ihn fort.

„Sagen Sie Ihrer Klientin, Bastiani lasse sich nicht angeln, sie soll sich einen anderen Dummkopf aussuchen. Von mir aus heiraten Sie sie selbst.“

Tage darauf beobachtete ich seine Abreise, da ihn zum letztenmal der jubelnde Dank des Kurpublikums, besonders der Damen umrauscht. Ich mache mich auf die Beine, Frau Leonie zu suchen. Stundenlang streife ich durch die Anlagen, die Kolonnaden, durchspähe die Cafés, das Kurhaus, vergeblich. Endlich finde ich sie bei der Waldquelle im Winkel sitzend. Die Hände verkrampft, die Augen gerötet, das Gesicht zuckend im verhaltenen Schmerz. Ich ziehe den Hut und trete näher. „Signor Bastiani, alias Franz Sloboda, läßt sich entschuldigen, gnädige Frau. Er hatte keine Zeit, sich persönlich zu verabschieden. Er muß übermorgen in München fliegen.“

Ein vernichtender Zornblick aus ihren schönen Augen trifft mich. Wortlos erhebt sie sich, um mich zu verlassen. Ich vertrete ihr den Weg. „Gnädige Frau, Herr Bastiani ist unschuldig, ich habe ihn fortgegrault.“

Sie bleibt stehen, sieht mich an, ich erzähle. Erzähle hastig, überstürzt, um Verzeihung bittend für den Streich, den mich eifersüchtige Liebe wagen ließ. Sie hört staunend zu, ihre Starrheit löst sich, sie gewinnt ihre Selbstachtung zurück. Sie lacht und reicht mir die Hand, die ich andächtig küsse. Lachende Frauen können nicht zürnen. Noch am selben Abend haben wir uns versöhnt. Seither sind meiner Frau Tenoristen ungesährlich.

Welt u. Wissen

Der Ursprung der Nähmaschinen. Die ersten Nähmaschinen aus Stahl wurden 1545 von einem Inhaber in England hergestellt. Nach seinem Tode kannte man aber das Verfahren nicht mehr. Erst zehn Jahre später fand Christoph Grimming das Geheimnis wieder und wandte es in großem Maßstab an. Damals wurden aber die Nadeln noch alle einzeln mit der Hand gemacht, gefeilt und durchlöchert; nur das Polieren erfolgte auf einer Maschine. Wann zuerst Nadeln aus Messing hergestellt wurden, weiß man nicht. Es ist nur bekannt, daß Katharina Howard, die Gemahlin Heinrichs VIII., um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Gebrauch dieser Nadeln in England einführte. Um jene Zeit wurden sie auch in Frankreich, namentlich in Paris und in Bordeaux hergestellt. Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts hatte man sich noch hölzerner Nadeln bedient; nur sehr reiche Frauen hatten solche aus Elfenbein.

Frauen, die ihre eigenen Feinde sind.

Beobachtungen einer Nachdenklichen.

Die Kaufmannsrau in dem kleinen sauberen Laden an der Ecke, wo ich meinen Hauptbedarf an Kolonialwaren zu beden pflege, habe ich anfangs aufrichtig bedauert. Sie schien mir wirklich eine Kreuzträgerin zu sein. Wie tüchtig und umsichtig stand sie ihrem Geschäft vor, immer freundlich, zuvorkommend, liebenswürdig, gefällig, so daß das Unternehmen sich zusehends hob. Viele Kundinnen sagten gleich mir, daß sie deshalb so gerne dort kauften, weil die Inhaberin so freundlich sei, immer bereit, auf Extrawünsche oder besondere Bedürfnisse einzugehen. Dabei war diese tüchtige Geschäftsfrau auch eine vorzügliche Hausfrau. In ihrer Wohnung, in die man wohl gelegentlich einen Blick tat, blitzte und blinkte alles. Manchmal kam man gerade dazu, wenn sie das Essen für die Familie bereitete und konnte feststellen, daß die einfachen Gerichte gut und sorgfältig gekocht wurden. Und bis tief in die Nacht sorgte diese fleißige Frau für ihre Kinder, flügte, stopfte, wusch, plättete, damit die Söhne und Töchter, die teils noch in der Lehre, teils in Stellungen waren, das teure Geld für die Wäsche sparen konnten und immer anständig und sauber gekleidet waren. Was das heißen will, Kinder und einen Haushalt noch neben einem lebhaften Geschäftsbetriebe zu versorgen und in Ordnung zu halten, das kann nur die Frau ganz nachfühlen, die es selber durchgemacht hat — manche „Spitzenleistung“, mancher „Reford“ muß sich dagegen vertriehen. Es war aufrichtiger Respekt, der mich für diese Frau erfüllte, verbunden mit tiefem Mitleid, denn bei all ihrer Arbeit, ihrem tapferen Lebenskampf war ihr nicht einmal als Entgelt und Ausgleich das Glück eines harmonischen Familienlebens beschieden. Oft und oft klagte sie mir ihr Leid, und ich war ihm gram, ohne ihn kaum je gesehen zu haben, diesem Manne, an dem sie so gar keinen Haß und keine Miße hatte, der seinen Verdienst vertrank und verspielte und ihr nichts als böse Worte gab — „Ich war ihnen auch gram, diesen Kindern, die sich kaum um die Mutter kümmern; die zwar ihre Hilfsbereitschaft und Unermüdlichkeit hinnahmen und sogar forderten, aber im übrigen nur von sich hören ließen, wenn sie etwas brauchten und bei ihren wenigen flüchtigen Besuchen immer nur zu deutlich merken ließen, daß sie lieber gingen, als kamen. Ja, ich war ihnen allen gram, und nur ganz allmählich, als ich etwas näher in die Verhältnisse hineinsah, änderte sich meine Meinung. Es war ein Zufall, daß ich einige Wochen lang jeden Morgen mit dem Manne in der gleichen Elektrischen fuhr, und Zufall auch, daß wir fast immer nebeneinander saßen und so ins Gespräch kamen. Ich verhielt mich anfangs ziemlich ablehnend, denn ich hatte ja keine günstige Meinung über meinen Fahrgenossen, den ich nur aus den Klagen seiner Frau kannte. Aber ich mußte doch vor mir selber zugeben, daß er eigentlich gar keinen ungünstigen Eindruck machte: Sauber, adrett, flink in seinen Bewegungen, sah er einen mit offenem intelligenten, freundlichen Gesichtsausdruck an. Schade, schade, mußte man unwillkürlich denken, daß der Mann solch ein Saufaus, Lieberjan und Grobian sein sollte! Aber war er es wirklich? Eigentlich machte er mehr den Eindruck eines Spatzvogels und vielleicht auch Lustfisks, der wohl allerlei Streiche verübt, es aber im Grunde nicht böse meint. Und dieser Eindruck festigte sich im Gespräch.

„Ja, das weiß ich wohl, daß ich nichts lauge und sie eine tüchtige Person ist,“ meinte er offenherzig, als ich einst ein etwas betontes Loblied seiner Ehegährtin sang, aber wenn sie einem nur nicht das Leben so zur Hölle machen wollte! Sehen Sie, ich bin Monteur, ich habe immer Arbeit, nehme eine Vertrauensstellung ein — also muß ich doch auch was können und was leisten, nicht wahr? Aber, wenn ich nach Hause komme, heißt es nur, ich sei ein Lump und Faulpelz, weil ich nicht immerzu Rissen schleppen und andere Lasten tragen will, sondern mich lieber ausruhen möchte, was ich doch schließlich nach einem Tage angestrengter Arbeit verdient habe. Wenn meine Frau mich freundlich darum anginge, würde ich es trotzdem tun, aber sagen Sie selber, würden Sie Lust haben, jemandem zu helfen, der nichts als Vorwürfe und Scheltworte für Sie hat und Sie dauernd vor jedem Fremden, der in den Laden kommt, herabsetzt und anführt? Und wie es Alltags ist, so ist es Sonntags, wie es morgens ist, so ist es abends. Gewiß, ich bin ein Lustfisk,

ich habe nun einmal leichtes Blut, mag mich nach getaner Arbeit gern mal ein bißchen amüsieren. Das ist doch kein Verbrechen? Man kann doch nicht immer nur an Schuften und Zusammenraffen denken — es gibt doch noch mehr in der Welt? Wenn ich mir aber mal abends ein paar Freunde einlade zu einer Zigarre und einem Glase Bier, dann schimpft und zetert die Frau, ihre Gardinen werden angeräuchert und das teure Licht wird verbrannt und dergl. Als Folge davon geht man ins Wirtshaus, da kostet es natürlich mehr! Es wird gegessen und getrunken, und im Umsehen ist das Geld alle. Mir liegt gar nichts am Wirtshaus, aber da bekommt man doch wenigstens freundliche Mienen zu sehen und keine Vorwürfe zu hören — so gut habe ich's zu Hause nie! Und mit den Kindern macht sie es gerade so. Ich kann es ihnen nicht verdenken, daß sie sich so wenig wie möglich blicken lassen. Solange sie noch zu Hause waren, aing das von früh bis spät mit Schelten und Klagen, was sie für Geld kosteten, für Arbeit verursachten durch ihre bloße Existenz, für die sie doch schließlich nichts können! Der Älteste ist ein besser Kopf, wollte sich gerne weiterbilden. Schlag er ein Buch auf, so hieß es, er solle den Firtlesang lassen und lieber Kistenholz klein haben, stehe ohnehin nur dem lieben Gott die Zeit mit seiner Verrerei. Gingen die Jüngens zum Fußballspielen, wollten die Mädchen mit Altersgenossinnen eine Wanderung machen, aing ich mit den Kindern Sonntags spazieren oder trieben wir abends im Wohnzimmer allerlei Kurzwel — also ich waren die Vorwürfe da. Sie müßte von früh bis spät sich abradern und plagen, und wir hätten nichts als Dummheiten im Kopfe — das war noch der gelindeste Vorwurf. — Nein, ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber ich meine dies: Meine Frau treibt Göwendienst mit ihrer Tüchtigkeit! Wir hätten auch zu leben, wenn sie nicht solch ein Hausdrachen und Arbeitsteufel wäre und dafür etwas fröhlicher und freundlicher! Sie klagt über ihr Los, aber ihr größter Feind ist sie selber, denn sie hat selber das Glück und die Gemütslichkeit aus dem Hause getrieben!“

Dies war, was mir der lieberliche Mann der tüchtigen Frau so nach und nach erzählte und womit er mich nachdenklich machte. Denn ich mußte bald erkennen, daß er nicht übertrieb, hörte und sah ich doch in der Folgezeit so manches, was seine Angaben bestätigte. Und ich dachte und denke es jetzt so oft: Hat er nicht recht? Sind nicht so viele Frauen ihre eigenen, bittersten Feinde und zertrümmern ihr eigenes Ehe- und Familienglück? Es ist nicht getan mit der Tüchtigkeit allein, auch Freundlichkeit, Geduld und Herzengüte müssen sich ihr zugesellen, wenn das Heim ein Heim sein soll und wenn das Familienleben, diese Wurzel des Volkstums, bestehen und gedeihen soll. Es genügt nicht, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Geduld, Liebenswürdigkeit um des Vorteils willen für Fremde zur Schau zu tragen, sie sozusagen anzulegen wie eine Berufsstracht; Wohltun beginnt zu Hause, sagt der Engländer und er hat recht. Nicht die spiegelnden Fußböden, die tadellos gekochten Mahlzeiten, die blütenweiße Wäsche, die wachsende Summe im Sparkassenbuch machen das Familienglück aus, so wichtig, notwendig und erfreulich dies alles für das Wohlergehen ist. Es muß auch Zeit und Platz, Wille und Verständnis für ein wenig Selbsteit und Schmutz des Lebens, für Besinnlichkeit und Gemütswerte da sein. Was hier von einem eng begrenzten Einzelfall erzählt wurde, paßt auf viele Frauen im allgemeinen, mögen ihre persönlichen Verhältnisse, ihre Lebenskreise ganz andere sein. Mancher Mann wird ein Wirtshausgänger und Verschwenker, weil er zu Hause nichts als saure Mienen sieht; viele Kinder werden ihrem Elternhause entfremdet, weil Szenen und Ausbrüche dort an der Tagesordnung sind, oder sie haben kein inniges Verhältnis zur Mutter, weil diese nur schilt und fordert, aber nicht gibt und nicht versteht und bei all ihrer Tüchtigkeit versagt, wenn es sich um das Wichtigste, das Seelische, handelt. Und viele Frauen, die über Vernachlässigung und Vereinfachung klagen, wissen nicht, daß sie sich dieses Los selber bereitet haben, weil sie allzu tüchtig und nur tüchtig waren und darüber dessen vergaßen, was wir im Korintherbrief so wundervoll ausgedrückt finden in den Worten:

„Und hätte der Liebe nicht — — —“

Denke darüber nach, liebe Schwester; bist nicht vielleicht auch du — deine eigene Feindin?

Räthe Brustat-Schneidermann.